

# Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt

Gratisbeilage zum  
„Fuldaer Kreisblatt“.

G. RAU ZÜRICH

Nummer 7

Verlag von J. L. Uth's Hofbuchdruckerei in Fulda.  
Druck der Verlagsanstalt Minerva und Familienheim, Würzburg und Zürich.

Jahrgang 1914



Eine Skitour am Rhone-Gletscher: Blick gegen den Nägellisgrätli.

**N**ur Willersfelds bleiben?" fragte der Präsident von Steltheim wohl schon zum dutendstenmale, und sein Blick glitt ungeduldig nach der Tür des Ballsaales, während die graubehandschuhete Hand mühsam den schon stark graumelierten Bart strich. „Wo sie nur bleiben? Am Ende kommen sie gar nicht?"

Steltheim und Harden hatten sich in einem Nebenkabinett zu den Herren gesellt, die sich dort in stattlicher Anzahl zusammengefunden hatten. In größeren und kleineren Gruppen standen sie herum, beobachteten durch die Tür die tanzende Welt, kritisierten und medizinierten und versicherten einander, es sei hier zum Sterben langweilig — blieben aber doch. Es hat ja auch seinen Reiz, sich zu langweilen — besonders, wenn es im Interesse der Wohltätigkeit geschieht...

„Unser Staatsanwalt wird eben vorziehen, daheim mit seiner schönen Frau ein Schäferstündchen zu halten," spöttelte als Antwort auf des Präsidenten Bemerkung Graf Röllsberg.

„So befindet sich der erwartete Herr wohl noch in den Fliederwochen?" erkundigte sich heiter ein Herr, der noch fremd in der Gesellschaft war.

„Wenn Sie die Fliederwochen auf fünf Jahre ausdehnen wollen," entgegnete der Graf achselzuckend. „Sie sehen mich erstaunt an, lieber Freiherr, etwas unmodern, nicht wahr? Aber was wollen Sie, Herr von Willersfeld gefällt sich eben in einer mittelalterlichen Idylle."

„Also eine originelle Persönlichkeit, die lernen zu lernen Sie mich wirklich neugierig machen," lachte der Andere.

„Es sind deren zwei, Fremden, und die zweite ist schon auch der Beachtung wert, nur rate ich Ihnen wohlmeinend, sich nicht etwa in sie zu verlieben — es wäre schade um Sie, wenn sie an gebrochenem Herzen sterben sollten, und Frau von Willersfeld — nun, sie hat eben aus der Provinz recht spießbürgerliche Ansichten mitgebracht — oder wenigstens tut sie so."

„Aber Graf Röllsberg," unterbrach Doktor Harden unwillig den frivolen Spötter.

„Ach — Verzeihung, lieber Doktor," entschuldigte sich der Zurechtgewiesene herablassend, absichtlich mißverstehend, „ich beachte nicht — und wollte Sie doch auch nicht kränken."

„In der Beziehung wäre es Ihnen auch nicht möglich gewesen," erwiderte Harden ruhig, „ich achte den Bürgerstand zu hoch, um mich durch den Hinweis, daß ich demselben angehöre, verletzt fühlen zu können, aber ich muß Sie ersuchen, in etwas anderem Tone von Frau von Willersfeld zu sprechen, die ich hochverehre —"

„Lieber Doktor, ich hatte wirklich nicht die Absicht, den Gegenstand Ihrer „Verehrung" anzugreifen."

Harden wollte zornig auffahren, aber Steltheim, der die Brauen finster zusammengezogen hatte, zog hastig seinen Arm in den des Freundes und zog ihn mit sich fort. „Ach, da sind ja Willersfelds end-

lich! Kommen Sie Harden! Keinen Streit, lieber Freund," fuhr er gedämpft fort, als sie außer Hörweite waren, „er ist es nicht wert, daß Sie seinen Neben irgendwelches Gewicht beilegen — lieber Himmel, jeder hier kennt Röllsberg und weiß, was von seinen Worten zu halten ist."

Frau von Willersfeld musterte, noch am Arme ihres Gatten hängend, das Gewühl im Ballsaal. Sie trug fliederfarbene Seide, sehr einfach, ohne jedes Band und Schmuck. Es war eine Eigentümlichkeit von ihr, jeden Schmuck zu verschmähen, die ihr von den Frauen den Vorwurf einer raffinierten Koletterie eintrug, denn selbst diese mußten zugeben, daß sie so nur noch schöner und jugendlicher erscheine.

„Wir fürchteten schon, die Herrschaften diesen Abend entbehren zu müssen," bemerkte Steltheim? Sie haben keine Ahnung, welche Beharrlichkeit eine Frau im Dienste der Wohltätigkeit entwickeln kann. Meine Frau würde mich hierher geschleppt haben, wenn es Bizeiner gerechnet hätte, so durchdrungen ist sie von der moralischen Verpflichtung, sich hier für die armen Idioten zu Tode tanzen zu müssen," spöttelte Willersfeld.

„Er natürlich hätte sich lieber daheim hinter einem Berg Alten vergraben," beschwerte sich die junge Frau lachend. „Können Sie es mir verdienen, Präsident, daß ich energisch protestierte? Aber bitte, belehren Sie doch einmal diesen entsetzlichen Menschen über eheliche und gesellschaftliche Pflichten, aber vom Rechtsstandpunkte aus — meinen Laiengründen gegenüber bleibt er nämlich verstockt."

Steltheim verbeugte sich lachend. „Ich fürchte nur, Ihr Herr Gemahl ist ein hartgesottener Sünder, der auch für meine rechtskundigen Darlegungen nur Hohn haben wird. Gleichwohl werde ich es sofort versuchen, sobald ich mit ihm allein sein werde, heißt das. Wie ich sehe, wird das leider bald der Fall sein, denn schon naht man sich, Sie uns zu entführen."

Er meinte damit Baronin Stannes, eine ältere Dame, die soeben herangerauscht kam und die mit Vorliebe die junge, hübsche Frau im Ballsaal zu bemuttern pflegte, wohl wissend, daß sie dadurch selbst an Ansehen gewann.

Willersfeld gab den Arm seiner Frau frei. „So tanze und amüsiere dich denn, liebes Kind, was ja beides auf eins herauskommen soll."

Frau von Willersfeld, die als eine vorzügliche Tänzerin bekannt war und ihre Tanzkarte schon seit Wochen ausgefüllt hatte, befand sich bald mitten im Strudel des Vergnügens, indessen sich ihr Mann mit seinen Freunden ins Rauchzimmer versüßte. Die drei Juristen besaßen sich aber noch nicht lange im Gespräch, als Graf Röllsberg zu ihnen trat.

„Warum tanzen Sie nicht, Willersfeld?" „Sie tun es ja auch nicht," entgegnete kühl abweisend der Staatsanwalt.

„Ich bin aber auch nicht verheiratet, mein Lieber! Nun, dafür läßt Ihre Frau Gemahlin keinen Tanz vorübergehen. Ich kom-

me soeben aus dem Ballsaal und muß gesehen, ich habe die gnädige Frau bewundert, daß sie so gar keine Ermüdung zu kennen scheint. Aber sie wird ja auch förmlich um die Tänze bestürmt — kein Wunder, eine so ausgezeichnete Tänzerin und reizende Erscheinung als sie ist." Eine leichte Berbeugung sollte die bissigen Worte zum Komplimente gestalten.

„Meine Frau tanzt sehr gerne und ich gönne ihr das Vergnügen," erwiderte Willersfeld ruhig.

„Auch wenn Sie dasselbe nicht teilen, meinen Sie? Sie sind ein Mustergatte an Güte und — Sorglosigkeit. Ich gestehe offen, ich hätte diese Talente nicht, wenn ich verheiratet wäre und eine Idylle spielen wollte und darum ist es gut, daß ich nie heiraten werde."

„In der Tat ein löblicher Entschluß, von dem man nicht weiß, soll man mehr Sie oder die Damenwelt dazu beglückwünschen," warf Steltheim Sarkastisch hin.

„Am besten beglückwünschen Sie die Damen vom Ballet," ficherte Harden boshaft.

„Oder noch besser die vom Schauspiel," gab der Graf gelassen zu. „Ja, lieber Harden, ich bin weder empfindlich noch präde und gestehe es ruhig ein. Am meisten haben es mir die Schauspielerinnen angetan, und zwar die italienischen. — Sie sind aber auch entzückend, diese temperamentvollen Geschöpfe mit den dunklen Glutaugen, nur etwas kostspielig — finden Sie nicht auch, Willersfeld?"

Der Staatsanwalt hätte den gräßlichen Lebemann niederzuschlagen mögen. Aber was hätte ihm das genützt? Höchstens hätte er dadurch den Fluch der Lächerlichkeit auf sich herabgezogen — er kannte die Ansichten seiner Kreise zu genau. Daß er aber auch nie die Kunst erlernen wollte, bissigen Hohn lächelnd unter dem Schilde des Scherzes zu variieren — diese Kunst, die Graf Röllsberg so vorzüglich verstand und mit ihm viele, die Alexander Willersfeld tief unter sich stehend wußte. Zum Glück überhob ihn Harden der Antwort.

„Was höre ich, Graf, Sie schwärmen für brünett? Und ich dachte immer, Sie zögen die zarten Blondinen vor und zwar solche, die den Stempel bürgerlicher Einfachheit an sich tragen — aber leider kann man mitunter von dieser Seite eine derbe Abweisung erfahren, was, lieber Graf?"

Diesmal verließ Röllsberg seine gewohnte Schlagfertigkeit doch. Er biß sich auf die Lippen, sandte Harden einen wutentflammten Blick zu, und tat das Klügste, was er tun konnte: er überhörte die anzügliche Bemerkung.

„A propos, lieber Staatsanwalt, was ich Sie fragen wollte, ist Ihr Herr Kollege, der junge Staatsanwaltsassistent von Elten, nicht auch ein Südländer? Der Haut- und Haarfarbe nach muß es der Fall sein —"

„Ich bedauere, Ihnen keine Auskunft geben zu können, Graf — Herr von Elten ist erst vor einigen Tagen hierher veretzt worden, und ich stehe ihm nicht nahe genug, mir

eine Frage nach seiner Nationalität erlauben zu können.“

„Barbon, ich glaube, Sie seien innig mit ihm befreundet, kennen ihn von früheren Jahren her. Nach dem Gespräche, das vorhin Ihre Frau Gemahlin mit Elten führte, schien das nämlich der Fall zu sein — ich wurde so zufällig Zeuge desselben, als ich durch den Ballsaal ging. Die gnädige Frau tanzte, glaube ich, gerade das drittemal mit Ihrem Herrn Kollegen —“

Alexander stieg das Blut in die Stirn, aber mit eiserner Willenskraft zwang er seinen Zorn nieder.

„Es ist möglich, daß meine Frau mit Herrn von Elten schon früher einmal flüchtig zusammengetroffen ist, heutzutage kennt sich ja die halbe Welt. Ich habe nicht darnach gefragt, ich denke nicht so kleinlich, unbedeutenden Nebenächlichkeiten nachzuspüren.“

„Was jedenfalls viel zu Ihrem beneidenswert ruhigen Leben beiträgt. Wozu sich auch wegen Dingen abquälen, die einen entweder nichts angehen oder die man doch nicht ändern kann? — Aber ich muß Ihnen noch nachträglich mein Kompliment machen, Willersfeld — Sie glauben nicht, welch entzückendes Paar Ihre Frau Gemahlin und Elten bildeten, es war entschieden das Schönste der Polka-française. Die zarte, blonde Dame und der interessante, brünette Mann paßten so gut zusammen — „Eisenbein und Ebenholz gibt allerliebsten Schmuck.“ Zieht es Sie denn nicht, sich das Treiben im Ballsaale auch einmal ein bißchen näher anzusehen, gar nicht?“

Ohne eine Antwort abzuwarten, empfahl sich Köllsberg mit einer Verbeugung. Er hatte sein Gift verspritzt und wußte, das selbe werde früher oder später brennen.

Und der erfahrene Weltmann täuschte sich nicht. Willersfeld war verstümmt. Nicht, als ob er den schmällichen Einbeutungen des Grafen irgend welches Gewicht beilegte hätte. Er wußte, daß er seiner Frau unbedingt vertrauen konnte, hinterging sie ihn doch nie, auch in der unwichtigsten Sache nicht. Wie hätte sie es da mit der ehelichen Treue ungenau nehmen sollen? Nein, nur der frivole Ton, der hier herrschte, verletzete ihn, den an andere, ernste Unterhaltung Gewöhnten. Er lehnte sich in sein behagliches Heim zurück, in sein Arbeitskabinett, wo es noch so manches für die morgige Sitzung vorzubereiten gab. Wie konnte es nur Konstanze hier gefallen? Freilich, er war bereits in die Jahre eingetreten, wo man die behagliche Häuslichkeit dem leeren Gesellschaftstrubel vorzuziehen pflegt, sie dagegen war jung — jung und schön, und hier traf sie auf Männer, die ihr das sagten . . . Ein Weib, wie tausend andere auch . . .

Unter einem Vorwande verabschiedete er sich von seinen Freunden und begab sich in den Ballsaal. Es war gerade Pause. Wo war seine Frau? Es währte eine Weile, bis Alexander sie aus dieser Fülle von Gestalten herausgefunden hatte. Sie stand neben dem Staatsanwaltskandidat Dr. Elten. Ein unangenehmes Gefühl beschlich ihn. Es war wirklich unvorsichtig von Konstanze den jungen Mann so auszuzeichnen, zumal sie schon dreimal mit ihm getanzt hatte. Ob sie ihn wirklich schon länger kannte? Unsinn, leeres Geschwätz! Eine Schmach für ihn, dabon auch nur eine Silbe zu glauben. — Sie war ein unvorsichtiges, gefallsüchtiges

Kind, aber das war auch ihr einziges Verbrechen . . .

Noch hier bleiben konnte er nicht mehr, der Boden brannte ihm unter den Füßen. In diesem Augenblicke streifte Konstanzens Auge das seine, sie lächelte und hob das Fliedersträußchen, sein Geschenk, an die Lippen. Er machte ihr ein Zeichen, für Fremde fast unmerklich, doch sie verstand und neigte zum Zeichen dessen leicht das Haupt: er wollte sie sprechen.

Mit einer leichten Verbeugung entließ sie ihren Gesellschafter und stand einige Minuten später vor ihm: „Du wünschst, Alexander?“

„Daß du mit mir heimfährst — ich finde es entsetzlich langweilig hier. Dazu ist meine Zeit gerade heute sehr bemessen, daheim wartet Arbeit auf mich, die mich wahrscheinlich die ganze Nacht wachhalten wird.“

Es schien Alexander, als gleite ein Schatten über das Gesicht seiner Frau, aber wenn er recht gesehen hatte, so verschwand er doch sofort wieder.

„Gut denn, laß uns heimfahren,“ entgegnete sie bereitwillig und befestigte den Fächer an dem silbernen Gürtelkettchen.

Der Staatsanwalt führte sie unmerklich dem Ausgange des Saales zu, unbekümmert darum, was man von seinem frühen Verlassen des Balles denken würde. Sorglich hüllte er seine Frau in den Mantel und bald rollte der Wagen mit ihnen im schärfsten Trabe ihrer Wohnung zu.

Konstanze schmiegte sich nachlässig in die Kissen, ihr Antlitz zeigte die gewöhnliche, ruhige Freundlichkeit. In schneeigem Weiß tauchte es aus dem türklischen Schal, den sie um den Kopf geschlungen hatte, und das diademartig frisierte Haar schimmerte golden durch die glänzenden Fäden.

Alexander betrachtete sie eine Weile schweigend, dann schlang er den Arm um die zarte Gestalt und zog sie an sich.

„Hat es dir leidgetan, dem Tanze schon entsagen zu müssen?“ frug er leise und weich.

„Nein! Du wünschst es ja,“ entgegnete sie einfach.

Er küßte die feinen Lippen. Der Groll gegen sie, der vorhin leise in ihm aufsteigen wollte, verschwand vor der Nührung, die ihn jetzt durchbebt. Wie viele Frauen hätten sich wohl an ihrer Stelle mit so süßer Engelsmiene in seine egoistische Laune gefügt?

„Ein Telegramm für den gnädigen Herrn,“ meldete der die Tür öffnende Diener mit wohlgeschulter Lalaienmiene, der sein Erstaunen über die frühe Heimkehr der Herrschaft nicht angemerkt werden konnte.

„Ich komme sofort. Siehst du wohl, Konstanze, die Ahnung, die mich heimgetrieben, hat mich nicht betrogen. Möglicherweise erhalte ich eine Nachricht, die mir für morgen eine neue Handhabe gegen den Verteidiger gibt. Nun schlaf wohl, mein Kind, indessen ich mich an meine Arbeit begeben.“

Die junge Frau lehnte sich mit einem müden Seufzer an die Brust. „Du nimmst es so streng mit deinem Beruf,“ sagte sie. „Nun wirst du wieder die Nacht durcharbeiten, schone dich doch, denke an deine Gesundheit.“

„Es gilt meine Ehre, den Verbrecher zu entlarven, da kenne ich keine Schonung. Uebrigens sei unbesorgt, ich bin ja pumperlg'sund, um einen Wiener Volksausdruck anzuwenden. Gute Nacht, meine Konstanze!“

Ein zweiter zärtlicher Kuß begleitete dieses „Gute Nacht!“ Konstanze schmiegte sich einen

Moment fester an ihn, sie hätte jetzt, wo er so liebevoll zu ihr war, gern die Bitte ausgesprochen, die ihr seit drei Tagen auf der Zunge brannte, aber Alexander hatte es eilig — und dann, warum sollte sie sich und ihm die Nachtruhe verderben? Eleonore wollte ja erst morgen vormittag kommen, so kam sie beim Frühstück auch noch zurecht — aber dann mußte es unbedingt sein.

So ging der günstige Augenblick unbenutzt vorüber.

Konstanze entledigte sich, das schlaftrunkene Mädchen zu Bette schickend, selbst des Ballsaales und hüllte sich in ein leichtes Nachtwand, dann ging sie, nach den Kindern zu sehen. Das Schlafgemach der Kleinen stieß an das gemeinschaftliche Schlafzimmer der Gatten und war durch eine Tür mit diesem verbunden. In einem Alkoven, die Vorhänge zurückgeschoben, sodas sie vom Bette aus ihre Schutzbefohlenen übersehen konnte, schlief fest und tief die Bonne. Auch Elsa und Blanka lagen ruhig schlummernd, mit rosig glühenden Wangen in den kleinen Gitterbetten, dagegen hob sich Alesso vollständig wach aus den Kissen.

„Gottlob, daß du kommst, Mama!“ seufzte er erleichtert und schlang die Arme um ihren Hals.

„Wie, du bist wach, Kind? Du bist doch nicht krank?“ forschte die Mutter besorgt.

„Ich bin schon lange wach, Mama, ich habe geträumt — o, so fürchterlich geträumt —“ er hielt zitternd inne.

„Wie gut, daß Alexander nach Hause gewollt!“ sagte sich Konstanze. Hatte sie vorhin doch ein Gefühl des Bedauerns erfüllt, jetzt war sie ihm dankbar. Hätte sich doch sonst das arme Kind hier noch länger abquälen müssen! Man weiß ja, welchen erschütternden Eindruck Träume oft selbst auf Erwachsene üben, wie sollten sie da nicht die reizbare Phantasie eines Kindes erregen.

„Träume sind Schäume, Alesso!“ beschwichtigte sie den Knaben und strich ihm die schwarzen Locken aus der Stirn, „denke nicht wieder daran!“

„Ich träumte, unser Haus stehe in Flammen, Mama, und — und du und die Schwesterchen verbrannten mit ihm. Mich trug der Papa heraus, ich hörte dich um Hilfe rufen — ich wollte auch schreien, da wachte ich auf und — habe mich so sehr gefürchtet. Und Votte wollte ich nicht wecken. Sie lacht mich immer aus, daß ich so furchtsam sei.“ Ein trostiger Zug legte sich um die hübsch geschwungenen Knabenlippen.

„Ist auch gar nicht übel, ein so tapferer Junge und furchtsam!“ scherzte die Mutter.

„Nun bin ich aber bei dir, Alesso, und ich werde bei dir bleiben, bis du eingeschlafen bist. Hier, trinke dies Wasser, das wird dich beruhigen, und denke nicht weiter an den Traum.“

Frau von Willersfeld ordnete die wild durcheinandergeworfenen Kissen, legte ihr blondes Haupt darauf und zog den dunklen Knabenkopf dicht neben sich. Das kalte Wasser hatte Alessos Aufregung niedergeschlagen und die mütterliche Nähe wirkte vollends beruhigend auf ihn.

„Was schön auf dem Balle, Mama?“ frug er plötzlich lebhaft, aber in gedämpftem Tone, wie sie bisher stets gesprochen, um die Wärterin nicht zu wecken. „Waren auch viele Offiziere in glänzenden Uniformen dort?“ (Fortf. folgt.)



**Die Engadiner Delegation an den Ski-Sprungkonkurrenzen in Davos und Klosters.**

Von links nach rechts: U. Capaul, Alpina-St. Moritz; Jäger, Alpina-St. Moritz; Krättli, Alpina-St. Moritz; Parodi Sr., Skiclub Samaden, 1. Sieger in Davos und 2. in Klosters; er führte die weitesten bisher gestandenen Sprünge eines Nichtnorwegers: 44 und 43 Meter aus; ganz rechts: Picononi, Alpina-St. Moritz.

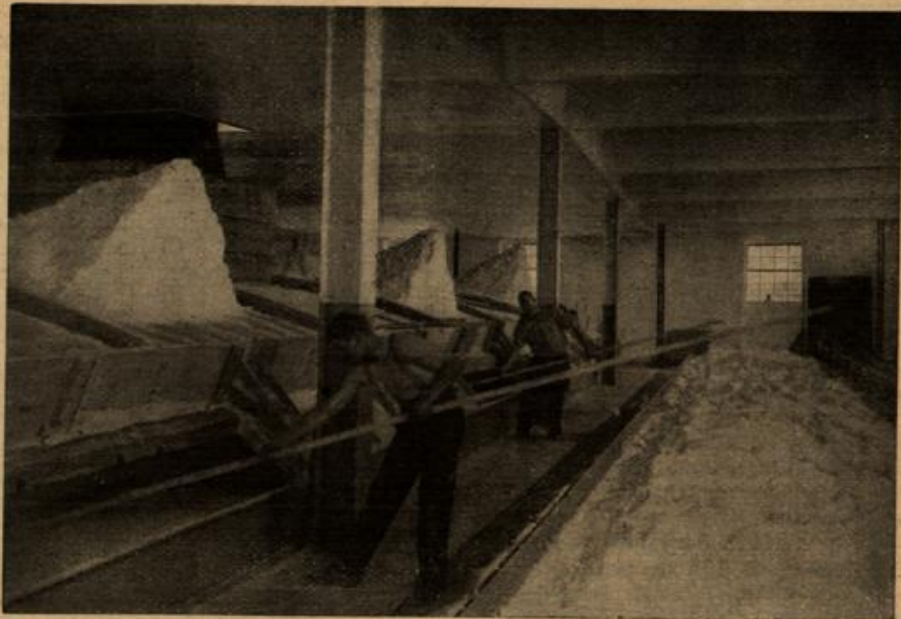


Von links: Herr Caciamanos (Gefolge), Vizekonsul Aravandinos, Fran Theotoky, Herr Metaxas (Gefolge), Kabinettschef Marcantonakis, Ministerpräsident Venizelos, Attaché Politis, Geschäftsträger Theotoky.

Der griechische Ministerpräsident Venizelos (X) mit Gefolge in der Berliner griechischen Gesandtschaft. Der griechische Ministerpräsident Venizelos befindet sich gegenwärtig auf einer politischen Rundreise durch Europa, die ihn auch nach Berlin führte, wo er unter anderem mit dem griechischen Geschäftsträger Theotoky eingehende Besprechungen abhielt.



**Fränkische Trachten:** Mädchen aus Oberfranken.



**Zu den neuen Salzbohrungen in der Schweiz:** Inneres eines Subhauses, am Boden die Subpfannen, in welchen die Salzlauge verdampft wird und das Salz als dichter Niederschlag zurückbleibt.

**Zu den neuen Salzbohrungen in der Schweiz.**

Das vor einiger Zeit entdeckte Salzlager im Bezirke Zurzach ist nach wiederholten Kontrollbohrungen von Fachmännern als reichhaltig und der Abbau desselben als rentabel

erklärt worden. Die Schweiz. Rheinsalinen übernehmen den Abbau. Unsere Bilder zeigen das Innere eines Subhauses, in dem die Salzlauge verdampft wird. Das als dichter Niederschlag zurückbleibende Salz wird von Zeit zu Zeit mittels Holzkrücken zusammengezogen und auf die Holzmäntel zum Abtropfen und Trocknen gelegt. Im Innern des Bohrturmes befindet sich die große Pumpenanlage, welche aus dem Bohrloche im Vordergrund die Salzlauge zu

Tage pumpt und durch die Röhre rechts direkt in die Subpfannen zum Verdampfen leitet. Die Schweiz. Rheinsalinen-Aktiengesellschaft hat sich zur Bezahlung einer Konzessionsgebühr von Frs. 200 000, zu einer Entschädigung von ca. Frs. 80 000 an die Tochter des Entdeckers Bögeli und den ersten Konzessionsinhaber Burlinden in Aarau verpflichtet. Auch soll bis zum Jahre 1921 im Bezirke Zurzach eine Sodafabrik errichtet werden.



**Innere eines Bohrturmes** nach der Inbetriebsetzung, im Hintergrunde große Pumpenanlage.



**Fränkische Trachten:** Mädchen aus Mittelfranken.

## Die Schreibmaschine. Humoreske von Walter Heise.

Nachdr. verb.

„Ich habe eine Idee,“ sagte mein Freund, der Dichter, zu mir. Er hatte sehr oft Ideen, aber sie waren meistens so utopistischer Natur, daß ich ihnen gegenüber allmählich recht skeptisch geworden war. Ich sagte also nur das eine Wort „Hm“. Mein Freund schien dies als Ermunterung aufzufassen; denn er fuhr fort: „Du weißt doch, daß ich meine Gedichte meistens von den Redaktionen wieder mit Dank zurückbekomme?“

„In der Tat, das weiß ich,“ stimmte ich zu. „Und der Grund?“

„Deine Gedichte sind — na, sagen wir mal — noch nicht ganz ausgereift.“

„Noch nicht ganz ausgereift? Nun, das klingt wenigstens wohlwollend. Der Hauptgrund ist aber meines Erachtens ein anderer.“

„Und der wäre?“

„Meine schlechte Handschrift,“ versetzte er im Brustton der Ueberzeugung.

„Und da ich eine schlechte Handschrift besitze, lesen die Redakteure meine Gedichte überhaupt gar nicht erst. Wenn sie sie lesen könnten, würden sie wohl die meisten akzeptieren. Meinst du nicht auch?“

„Es ist jedenfalls nicht ganz ausgeschlossen,“ versetzte ich diplomatisch.

„Siehst du. Du gibst mir Recht. Und darum werde ich mir eine Schreibmaschine kaufen. Dann kann ich auch meine Gedichte selber vervielfältigen und gleichzeitig mehrere Zeitungen damit beglücken.“

„Beglücken“ ist gut,“ entfuhr es mir.

„Was meinstest du?“

„Nichts, ich meinte nur, daß dir die Annahme glücken möchte.“

„Oh, ich zweifle nicht daran. Ich habe gehört, daß man von einem Original mindestens neunzig gute Abzüge herzustellen vermag. Nehmen wir an, daß man für eins meiner Gedichte 15 Mark bezahlt. Neunzig schicke ich weg, fünfzig werden davon angenommen. Das macht also fünfzehn mal fünfzig. Sind siebenhundertundfünfzig Mark.“

„Donnerwetter,“ sagte ich. Solch ein Optimismus war mir in meiner Praxis lange nicht vorgekommen.

„Ist das nicht eine famose Idee?“ fragte er und sah mich mit seinen blauen Augen treuherzig an.

Sollte ich widersprechen? Sollte ich versuchen, diesen Ueberidealisten zu bekehren? Es wäre ein vergebliches Bemühen gewesen. Darum unterließ ich es und sagte nur lakonisch: „Ja!“

„Das freut mich, daß du mir zustimmst. Das ist ein Zeichen, daß die Sache gut ist.“

Ich wußte Bescheid und kam ihm auf halbem Wege entgegen mit der diskreten Frage: „Wieviel brauchst du?“

„Wenn du zehn Mark entbehren kannst?“ flüsterte er, „wenn ich die siebenhundertundfünfzig Mark habe, bekommst du sie bestimmt wieder.“

„Abgemacht,“ sagte ich, reichte dem armen Teufel ein Goldstück hin und schrieb diese Summe zu den vielen anderen a Fonds perdu. Dann riefen mich dienstliche Geschäfte fort, und ich nahm von meinem Freunde, dem Dichter, Abschied.

Zwei Jahre etwa waren vergangen. Ich saß im Ratsweinkeller und wartete auf meinen Freund. Ich muß gestehen, daß ich, so sehr ich mich auf ein Wiedersehen mit ihm freute, mich über das von ihm dazu außerlesene Lokal ärgerte. Schließlich hätte es das „Bräustübli“ oder ein Café doch auch getan.

„n Abend,“ sagte da plötzlich eine tiefe Stimme. Ich war daß erstaunt. Dieser so siegesgewiß hereintretende Geck war —? Natürlich, mein Freund, der Dichter. Aber wo war denn sein grüner Hut geblieben und der dito Lodenmantel? Er trug einen tadellos sitzenden Leberzieher, steifen englischen Hut und schwedische Handschuhe. Selbstbewußt ließ er sich vom Kellner beim Ablegen helfen, wobei ein hochmoderner Cutaway und saubergebügelte Beinkleider sichtbar wurden. Ich schaute in sein Gesicht. Freilich, die Augen blickten noch immer ohne Falch. Doch die Oberlippe zierte eine „Zahnbürste“, und statt der Dichterlocken bedeckte ein Scheitel seine hohe Stirn.

Herzlich lachend schüttelte er meine Hand und ohne einen Einspruch abzuwarten, bestellte er: „Eine Flasche Champus und zwei Gläser. Aber etwas plötzlich!“ Dann ließ er sich mir gegenüber auf einen Stuhl nieder.

„Nun, wie geht es denn, mein Lieber?“ fragte er und schien sich an meinem Erstaunen zu weiden.

„Mir? Gut!“ antwortete ich und blickte ihn fast ehrfürchtig an. „Wie geht es dir denn?“

„Danke, es macht sich; allmählich kommt man ins Geschäft.“

„Geschäft?“ dachte ich. Doch er ließ mich kaum verschaukeln. Und in einem Tone, den ich sonst an ihm nicht kannte, fuhr er fort: „Ja, ganz recht, und da wir mal vom Geschäft sprechen, wieviel Mark hast du mir insgesamt vorgeschossen?“

Ich war noch immer sprachlos. Und da ich natürlich an ein Wiederbekommen des Geldes nie gedacht hatte, sagte ich zögernd: „Es mögen vielleicht zweihundert Mark sein. Genau weiß ich es aber nicht.“

„Sagen wir ruhig dreihundert, das dürfte

eher stimmen,“ sagte er, langte in seine Brieftasche und schob mir drei blaue Scheine hin. „Durch einen Kontoauszug werden wir uns ins Vernehmen setzen,“ fügte er dann hinzu.

Ich sah auf die Banknoten, dann auf meinen Freund, schließlich auf die Sektflaschen. Dann sprang ich auf und rief: „Nun wirds mir aber zu dumm. Also beichte, oder ich lasse dich mitsamt deinem Sekt allein.“

Sanft schob er mich wieder nieder und lachte aus vollem Halse. Dann griff er wieder in seine Brieftasche, und vor mir lag eine Visitenkarte, auf der stand: „Hans Wolfram, Generalagentur der Perfeles-Schreibmaschinenfabrik.“

In meinem Hirn begann es zu dämmern. „Also keine Gedichte mehr?“ sagte ich fast schmerzlich.

„Na, aber sein stilisierte Offerten,“ belehrte er mich. Und dann erzählte er: „Du weißt doch damals meine Idee mit der Schreibmaschine. Du sagtest ja selber, daß sie glänzend war.“

„Ja, aber so dachte ich es mir eigentlich nicht —“ warf ich schüchtern ein.

„Offen gestanden, ich auch nicht,“ lachte er. „Aber das Schicksal hat es nun mal so gewollt. Also ich kaufte mir solch Ding, und zwar billig in einem Rücklaufgeschäft. Sie war fast noch neu und funktionierte tadellos. Da sah sie ein Bekannter bei mir, sie gefiel ihm, und er kaufte sie mir mit Profit ab. Er muß wohl davon erzählt haben, denn bald darauf schrieb mir einer seiner Freunde, ich möchte ihm auch so eine Maschine besorgen. Adressiert war der Brief wohl aus Bernehen, „Hans Wolfram, Schreibmaschinen-Geschäft“. Da fiel es mir plötzlich wie Schuppen von den Augen. Ich rechnete mir aus, daß ich an der einen Maschine mehr verdient hätte als an vier Gedichten, und ich schrieb an eine Fabrik nach einer gebrauchten Maschine. Nachdem ich diese mit gutem Gewinn an den betreffenden Herrn weiterverkauft hatte, fand ich Geschmach an dieser Beschäftigung und traf mit der Firma ein Abkommen. Ich legte mich ins Zeug, — und den Erfolg siehst du. Manchmal mache ich mir ja Vorwürfe, daß ich meiner eigentlichen Bestimmung untreu geworden bin. Aber dann tröste ich mich damit, daß es nicht nur gute Dichter geben muß, sondern auch gute Schreibmaschinenagenten.“

Ich hob mein Glas und sagte: „Ich hätte nie geglaubt, daß du so vernünftig werden würdest. Also Profit, mein Junge. Vivat Mercurius!“

### Karl Domanig † (1861–1913). ✕ Von Hans Hohegger, Innsbruck.

Bald erscheinen die gesammelten Werke Domanigs. Es macht sich um sie schon großes Interesse bemerkbar. Die Nachwelt sucht eben nachzuholen, was man dem Lebenden schulbig blieb.

Weil sich seine Werke so anspruchslos geben, darum wurden sie von der Menge „sensationeller“ Bücher überboten und zur Seite gedrückt. Dafür wurden zahllose Bücher über Tirol verbreitet, die mit ihrem leichtem Wig dem Ansehen Tirols sehr geschadet haben und auch künstlerisch nicht auf der Höhe stehen. Bei Domanig über sah man dagegen die Größe seiner Gesinnung, die gemütvollste

Art zu erzählen und die Lebenswahrheit seiner Gestalten.

Domanig war ein echter Tiroler in seinem Wesen und seiner Abstammung. Neuzing, eine Stadt im Herzen Tirols war seine Heimat. Lebte er auch viele Jahre in Wien als Direktor des Kaiserlichen Münzen- und Medaillenkabinetts, so blieb er doch stets in seinem Herzen der gleiche. Er kannte und liebte sein Vaterland. Als fester Charakter stellte er sich auch ein festes Kulturprogramm. Er wollte helfen, dem Volke die Wurzeln seiner Kraft zu erhalten: den Väterglauben, die Heimatliebe und die alte

Tüchtigkeit. Dieses Ziel verfolgte er sein Leben lang. Seine Schriften sind ein fester Damm gegen das Schwimmen des Volkstums in Tirol und allen andern Ländern.

Siegesgewisser Burschenmut troht aus den Gedichten des „Wanderbüchlein“. Als Mitglied der katholisch-deutschen Studentenverbindung „Austria“ in Innsbruck hatte er es gelernt, seiner Ueberzeugung mannhaft Ausdruck zu geben.

„Es ruft der eine: Gib mir wo ich stehe! Der andere wieder: Nimm dir, wo du siehst!“

Ich sage dir: B e h a u p t e w o d u s t e h s t !

Mit diesen Worten leitete er seinen Roman „Die Fremden“ ein. Er behandelt darin das Verhältnis der Frauen zur Außenwelt. Er wandte sich gegen die Auswüchse des Fremdenverkehrs. Man soll den Fremden entgegenkommen; sie bringen ja viel Gutes — aber ein freier Bauer darf sich nicht zum Bedienten der Fremden erniedrigen! Es ist eine traurige Tatsache, daß sich einfache Leute durch das Auftreten anderer so leicht verblüffen lassen und aus Schein vor solchem den Glauben, die Sitte und die Tracht der Vorfahren ablegen. Denen wollte Domanig die Liebe zum Volkstum einpauken und sie zu selbstbewußten Männern machen. Das Handeln der Personen seines Romans sollte ihnen ein Vorbild sein für ihr eigenes Handeln.

Ein prächtiges Volksbuch, in gleicher Weise unterhaltend wie belehrend ist auch das „Hausgärtlein“. Die St. Josef-Bilderbruderschaft in Klagenfurt (Kärnten) hat es zu einem äußerst geringen Preis in 200 000 Exemplaren verbreitet. Der eine freut sich der hübschen Geschichten (wohl eine der schönsten ist „Der Schwefelsteiner von Spinges“), der andere der interessanten Schilderungen („Nach Jerusalem“) oder Gedichte. — Es ist ein Buch, das nicht genug verbreitet werden kann, sowohl in Deutschland, wie in Oesterreich und der Schweiz.

Auch die „Kleinen Erzählungen“ tragen

in sich alle Vorzüge seiner Kunst. Als gemütvoller Beobachter verstand er es, einfache Themen zu beleben und uns Bilder echten Tirolertums vorzuzaubern. Auch sie sollten mehr Verbreitung finden und von jedem nicht nur einmal sondern mehrmals gelesen werden, weil nur der denkende Leser ihre Schönheit erfassen kann. Nehmlich ist es auch mit der Erzählung „Der Abt von Fiecht“, die zwar von Kennern „eine Perle deutscher Epik“ genannt wird, aber durch Ungunst der Verhältnisse so wenig bekannt wurde.

Die poetische Erzählung „Um Pulver und Blei“ bringt eine Episode aus der Vorgeschichte des großen Volkskriegs von 1809. Sie ist mehr eine Einführung in seine großartige Trilogie „Der Tiroler Freiheitskampf“. In drei Dramen schildert uns Domanig die Erhebung der Tiroler, den Aufstieg und den Sturz der heldenhaften Führer. Nur ein echter Tiroler konnte den Geist dieser Zeit verstehen, die Heldenzit so lebenswahr vor unsere Augen zaubern und für die Seelengröße Andreas Hofers im Glück und im Unglück begeistern. Drum ist Domanigs Trilogie allen andern Tiroler Freiheitsdramen voraus. (Vergleiche: Anton Dörner „Andreas Hofer auf der Bühne“ und die betreffenden Kapitel aus seiner neuen Domanigbiographie).

In seinen Schauspielen zeigt sich wieder

der große Kenner des Volks und seines Denkens; bei allen ließ er sich von einem bestimmten Gedanken leiten, um das Unterhaltende mit dem Belehrenden zu verbinden. Leider blieben ihnen die Berufsbühnen aus den Gründen, die ich eingangs erwähnt habe, meist verschlossen. Dafür bewiesen sie bei Aufführungen durch Vereinstheater große Zugkraft. Vom kath. Arbeiterverein in Innsbruck wurde z. B. der „König Laurin“ mindestens zehnmal nacheinander mit Riesenerfolg aufgeführt. In einigen Wochen wird am Innsbrucker Stadttheater die Erstaufführung der „Lieben Not“ stattfinden. Dieses Stück schildert den Segen ehrlücher Armut (darum „Die Liebe Not“). Ich glaube, es wird den Dichter dem Herz seiner Landsleute, die ihn noch viel zu wenig kennen, näher bringen.

In Kürze erscheint auch die neue Auflage der Domanig-Biographie seines Freundes Anton Dörner (Preis ungeb. 3 Mk.). Sie ist mehr als eine trockene Lebensbeschreibung. Der Verfasser nennt sie auch einen „Beitrag zur Erkenntnis seiner Persönlichkeit“. In warmen Worten schildert er das Leben und Wirken des großen Volksmannes. Wer seine Bücher liest, soll auch dieses lesen. Er wird dabei den Dichter wie seinen mutigen Vorkämpfer lieb gewinnen. Bald erscheinen im Verlage Kösel in Rempten die gesammelten Werke Domanigs.

### Der plötzliche Sturmpind oder der vergessene Milchtopf.



### Humoristisches.

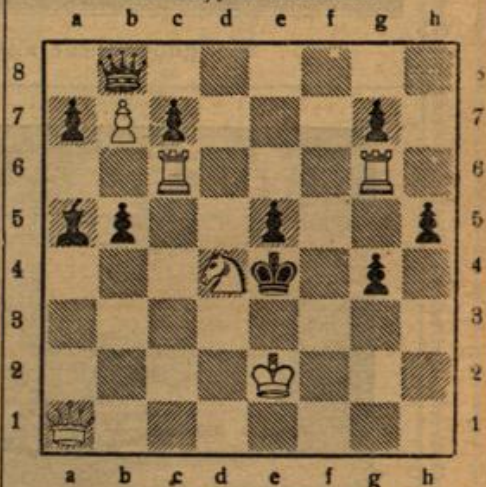
Die Antike. Hässliche Frau (Kunstliebhaberin): „So viel steht fest, das Alte ist immer wieder schön!“ — Mann: „Einverstanden, aber nicht... die Alte!“

Nobel. Zehrpeller (als er hinausgeworfen wird): „Warten Sie einen Moment, ich will wenigstens der Kellnerin ein Trinkgeld geben!“

Selbstkritik. Dichter: „Wie hat Ihnen mein neues Lustspiel gefallen?“ — Reaktor (zuckt stillschweigend mit einem Lächeln die Achseln). — Dichter (enttäuscht): „Ich verbitte mir Ihr Lachen, mein Herr, über mein Lustspiel gibt es nichts zu lachen!“

### Schachaufgabe.

Von Kohz u. Kockelorn.



Weiß (6 + 10)

Weiß zieht an und setzt mit dem 4. Zuge matt.

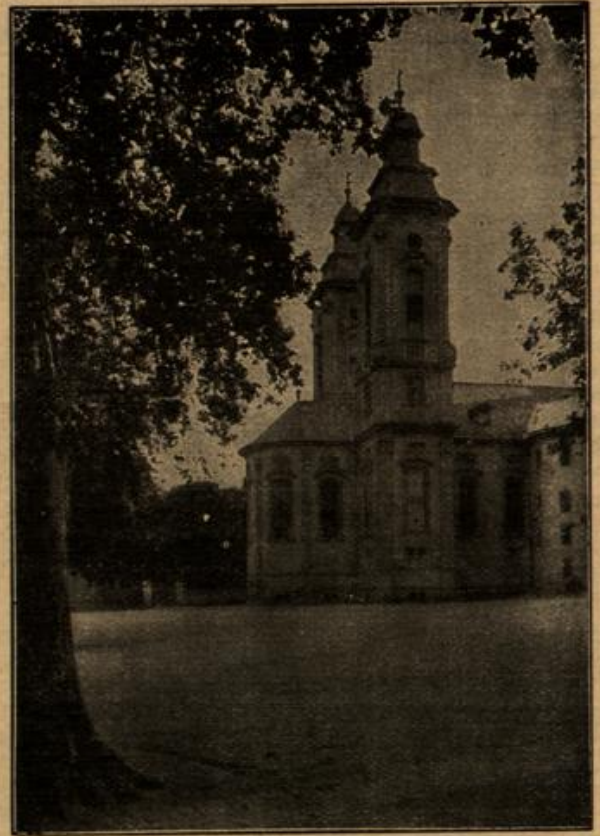
(Auflösungen der Rätsel folgen in nächster Nummer.)



Bad Mergentheim.

### Bad Mergentheim im Taubertal.

Im romantischen Taubertal liegt die württembergische Stadt Mergentheim, ehemals die Residenz der Deutschmeister, heute ein bekannter Kur- und Badeort: „Das deutsche Karlsbad“, dessen Quellen von zahlreichen Kranken aufgesucht werden.



Schloßkirche.



Wolfgangskapelle mit Tauberbrücke.



Deutsch-Ritterordenschloß (Außenansicht).



Wendeltreppe im Schloß.

### Das Deutsch-Ritterordenschloß.

Aus der Deutschmeisterzeit Mergentheims stammt vor allem das prächtige Ordenschloß (heute württembergische Kaserne); im Innern sind prächtige Architekturstücke, wie die großartige Spindeltreppe und die von Balth. Neumann erbaute Schloßkirche, erhalten.